

DAS HAUS IN DEM GUDELIA STIRBT

**LESE
PROBE**

THOMAS KNÖWER

PENDRAGON 

Ein fesselnder Kriminalroman über Liebe und Verlust.

Über Stärke und Schuld. Über Jahrzehnte hinweg.

Eine Sturmflut sucht das kleine Dorf Unterlingen heim, Wassermassen drängen die Anwohner aus ihren Häusern – nur eine bleibt, so wie sie es schon immer getan hat: Gudelia.

Sie blieb 1984, als ihr Sohn ermordet wurde, 1998, als sie sich von ihrem Mann trennte, und auch jetzt, als ihr Haus in den Fluten einzustürzen droht.

Nicht einmal die beiden gefesselten Leichen, die an ihrem Fenster vorbeitreiben, können sie umstimmen. Denn Gudelias Gedanken gelten nur ihrem Haus, in dem sich ihr dunkelstes Geheimnis verbirgt.



2024

Elf Teelichter und zwei Grabkerzen von Schlecker trennen mich von der Dunkelheit. Wer als Erstes gestorben ist, weiß ich nicht. Schlecker oder Heinz. Heinz oder Schlecker. Die Grabkerzen sprechen dafür, dass es Heinz war. Vor siebzehn Jahren. Bei der Beerdigung hat die Sonne geschienen, der Bienenstich war zu trocken, der Kaffee annehmbar. Ich bekreuzige mich. Nach der Schlecker-Pleite ist keine neue Drogerie nach Unterlingen gekommen. Zu klein, zu abgelegen, zu überaltert. Wer kann es ihnen verdenken? Spätestens heute Nacht wäre die Drogerie ohnehin abgesoffen. So wie der Supermarkt, das Rathaus und der Friedhof.

Der Strom ist als Erstes ausgefallen. Noch vor Sonnenuntergang. Ich hatte gerade Tee aufgesetzt. Das Wasser

ist rasend schnell gekommen, braun wie die Lederhandtasche vom Gardasee, die ich nie getragen habe. Sommerurlaub '79, der Händler hat versichert, sie sei handgemacht. Mailand, Hauptstadt des Nordens. Heinz hatte Sonnenbrand, Nico Pubertät. Ich habe die Tasche gekauft, ohne zu verhandeln.

Eine der Grabkerzen stelle ich ins Bad neben das Waschbecken, zünde sie an. Wenn ich später zur Toilette muss, will ich nicht stolpern und stürzen. Knochen brechen leicht in meinem Alter und kein Krankenwagen wird mich heute Nacht erreichen. Die andere Grabkerze spare ich mir auf. Wer weiß, wie lang ich hierbleiben muss. Die Uhr in der Küche zeigt kurz nach Mitternacht. Mit geschlossenen Augen klingt es wie ein regnerischer Tag am Meer. Rauschende Brandung, das Hämmern des Regens auf den Dachfenstern. Ich hoffe, dass ich irgendwann einschlafen kann. Schlafende brauchen kein Licht, denken nicht nach. Angst habe ich keine. Nicht um mich, nur ums Haus. Das Erdgeschoss ist vollgelaufen. Ich kann das Wasser durch die geschlossene Wohnungstür riechen. Modrig und faul, als wäre unter mir ein Klärwerk. Durch den Türspion sehe ich das Gluckern weiter unten im Treppenhaus. Seit einer Stunde ist der Pegel nicht gestiegen, trotz des unablässigen Regens. Ich habe die Ziegelsteine der Außenwand aus dem Fenster heraus gezählt. Drei Reihen über dem Erdgeschossims hat das Wasser bis elf Uhr verschluckt. Drei-

zehn trockene Reihen darüber trennen die braune Brüche von mir. Die Vorhänge sind gebügelt. Eine Schande wäre das.

Unter mir wohnen die Schröers. Nett, streiten sich oft. Der Rasen, die Hecke, die Rechnungen, nie hilfst du mit. Ich kann alles hören, wenn unsere Fenster auf Kipp stehen. Ob sie das wissen? Ob sie wollen, dass ich alles höre? Schröers Bernhard hat zeit seines Lebens im Kesselbau gearbeitet. Schweißer. Seine Frau, Christa, ist für den Sohn zu Hause geblieben. Später hat sie in der Bäckerei am Brunnenweg ausgeholfen, um die Rente aufzustocken. Der Sohn, Michael oder Mike oder beides, ist längst weggezogen. Hat in Marburg Jura studiert und kommt nur selten nach Unterlingen. Kinder hat er keine, sonst hätte ich ihr Lachen durch unsere Fenster-auf-Kipp-Verbindung gehört. Die Schröers sind heute Morgen kurz nach dem Frühstück gefahren. Mit zwei schweren Koffern, als wollten sie verreisen. Dabei kommt das Wasser doch zu ihnen. Sie haben sich nicht umgedreht. Ich stand oben am Fenster, habe zugesehen, wie Bernhard die Koffer in den alten Opel Vectra gehievt hat. Er war verschwitzt, hat viel geflucht. Die Knie. Kesselbau fordert seinen Preis. Ich hätte sie fragen können, ob sie mich mitnehmen. Die Rückbank war frei. Wahrscheinlich hätten sie es sogar gemacht. Doch ich muss bleiben. Ich wohne hier. Die Vorhänge sind frisch gebügelt.

Zweimal am Nachmittag hat es geklingelt. Irgendjemand schien an mich zu denken. Vielleicht Nachbarn, vielleicht das THW. Ich habe nicht geöffnet, mich von den Fenstern ferngehalten. Auf Diskussionen kann ich verzichten. Sie würden es nicht verstehen. Im schlimmsten Fall hätten sie mich evakuiert. Keine Ahnung, ob sie das gegen meinen Willen dürfen. Ich wollte es nicht darauf anlegen. Vielleicht irgendein Notfallgesetz, wer weiß. *Zu Ihrer eigenen Sicherheit, wirre alte Frau.*

Beim Abendessen war draußen kein Mensch mehr. Die Straßen hatten Autos durch Wasser ersetzt. Ich habe mir ein Spiegelei gebraten und auf eine Scheibe Graubrot mit Butter und Schinken gelegt. Strammer Max. Habe ich Heinz und Nico oft gemacht. Schnell, einfach, sättigend. Für Nico mit Ketchup, für Heinz mit Bier.

Kurz nach meinem kleinen Abendessen ist der Strom ausgefallen. Der Tee wurde nicht mehr warm. Wenigstens hat Gott mir ein letztes Spiegelei geschenkt.

Ich stelle zwei Teelichter auf den Wohnzimmertisch, eines auf die Arbeitsplatte in der Küche. Der Kühlschrank ist dunkel. Die wenigen Sachen darin werden bald verderben. Schinken, Gouda, Milch, Eier, Kirschmarmelade, Gewürzgurken. Ich brauche nicht viel zum Leben. Die Fanta in der Kühlschranktür wird nicht schlecht, nur schrecklich schmecken, wenn sie warm ist. Ich gieße ein Glas halb voll. Sonst muss ich nachts raus. Ich schlurfe ins Wohnzimmer,

ziehe meinen Sessel ans Fenster. Das Glas stelle ich auf die Fensterbank neben eine Baumarkt-Orchidee. Gedanklich schreibe ich Orchideendünger auf meine Einkaufsliste, ehe ich sie wieder streiche. Draußen ist es dunkel. Keine Lichter, keine Autos, keine Laternen. Früher habe ich mir ein Haus am See gewünscht, jetzt habe ich eine Wohnung in den Fluten. Ich könnte das Fenster aufmachen und direkt ins Wasser springen. Was sich für Mallorca traumhaft anhört, ist in Unterlingen eine Katastrophe. Auf Mallorca war ich nie. Zu teuer, zu heiß. Während ich auf die schwarzen Wassermassen starre, denke ich an das Fundament meines Hauses, das, wenn's schlimm kommt, unterspült wird, und bekomme Angst. Sie werden es abreißen, sobald die Brüche weg ist. Einsturzgefahr! Schimmel! Alles weg, alles neu. Ich trinke einen großen Schluck. Nicht mit mir! Die Angst schmeckt nach zuckriger Orange.

Der Mond versteckt sich hinter dem Regen, das Wasser bildet Schaum. Äste schwimmen an mir vorbei. Vielleicht ganze Bäume, schwer zu sehen. Überall tost das Wasser, dreht sich, bäumt sich auf. Schnell und unberechenbar. Wegen der mitgeschwemmten Dinge, die Strömungen, Sog und Strudel verursachen. Eine Mülltonne treibt vorbei. Ich stehe auf. Der Sicherungskasten meiner Wohnung befindet sich in einem Schrank neben der Garderobe. Im Fach darunter stehen ein Feuerlöscher und eine große schwarze Taschenlampe. Sie funktioniert noch. Die Batte-

rien sind nicht von Schlecker. Blinzelnd gehe ich zurück ins Wohnzimmer, öffne das Fenster. Der Wind weht vom Haus weg. Nur wenige Tropfen finden in meine Wohnung. Die Taschenlampe klemme ich zwischen Orchideentopf und Fensterrahmen. Der Lichtstrahl erhellt die braunen Fluten vor dem Haus wie der Suchscheinwerfer eines Helikopters. Unser Vorgarten ist verschwunden. Rasen, Steinplatten, die Rosen der Schröers. Einzig unser Straßenschild ragt aus den reißenden Wassermassen. Eine tote Kuh treibt vorbei, prallt gegen einen Laternenmast, ändert die Richtung. Ich verfolge das tote Tier wie ein auslaufendes Kreuzfahrtschiff. Niemand winkt. Ich nippe an der Fanta.

Das Haus gehört mir. Die Schröers bezahlen eine überschaubare Miete, die ich längst hätte erhöhen sollen. Aber was soll ich mit dem Geld? Ich habe alles, was ich brauche. Essen und ein Dach über dem Kopf. Das Risiko, dass die Schröers ausziehen würden, weil sie eine höhere Miete nicht bezahlen könnten, ist zu groß. Sie halten die Ruhezeiten ein, pflegen den Garten, waren noch nie im Verzug. Manchmal, wenn die Fenster geschlossen sind, vergesse ich, dass sie unter mir wohnen. Früher, als Heinz und Nico noch da waren, bewohnten wir das ganze Haus. Jetzt, allein, reichen mir die Zimmer im Dachgeschoss. Seit meine Hüfte Ärger macht, wünschte ich, die Erdgeschosswohnung genommen zu haben. Zu spät.

Ein Auto treibt vorbei. Bloß das Dach ragt aus den Flu-

ten. Roter Lack. Der Fiesta von Birgit aus dem Kirchenweg. Schade, das wird sie ärgern. Ich bete, dass sie gut versichert ist. Der Fiesta verschwindet in der Nacht. Ich stehe auf, gehe in die Küche, nehme einen großen Topf aus dem Schrank. Seit Jahren habe ich ihn nicht mehr benutzt. Wofür auch. Ich stelle ihn auf den Küchentisch, werfe altes Zeitungspapier hinein, das ich locker zerknülle, marschiere zurück ins Wohnzimmer. Der Regen hat sich bis zum Teppich vorgekämpft. Morgen muss ich gut lüften. Ich stelle den Topf voller Papier auf den Sessel, nehme das Feuerzeug aus meiner Schürzentasche, halte es an ein Papierende. Der Rest des Politikteils. Gut, dass ich nicht Nein gesagt habe, als der Bürgermeister mir letzten Sommer vor dem Rathaus das rote CDU-Feuerzeug überreicht hat. »Oberstolz auf Unterlingen« steht auf der Rückseite. Die Kinder bekamen Luftballons statt Feuerzeuge. Ein unangenehmes Lächeln bekamen alle.

Das Feuer füllt schnell den Topf. Ich beeile mich, hieve ihn über die Fensterbank, lasse ihn ins Wasser fallen. Die Flammen überleben den Fall. Der Wasserspiegel tobt kaum einen Meter unter meinem Fenster. Die Geschwindigkeit, mit der mein Leuchttopf davongetrieben wird, überrascht mich. Es dauert nur Sekunden, ehe das Feuer den Lichtkegel der Taschenlampe verlässt. Es rast davon, wird zu einem winzigen Punkt, ehe es ganz verschwindet. Hinter dem Haus der Kruses, schätze ich. Bettina, Benedikt

und ihre zwei Töchter. Sie sind am Nachmittag gefahren. »Oberstolz auf Unterlingen« liegt hinter ihnen.

Zwei tote Schweine treiben vorbei, eines bleibt am Straßenschild hängen, löst sich, taucht unter. Beckers haben über fünfhundert. Mehr Industrie als Hof. Eine Schande, dass die Tiere jämmerlich ersaufen müssen. Aber gut, Schweine können keine Koffer packen und im Vectra davonfahren. Beckers haben lieber sich selbst als die Tiere gerettet. Ich frage mich, wie es Rüthers Pferden geht. Sicher hat Andre sie in Sicherheit bringen können. Weggekarrt mit großen Hängern. Die Pferde sind alles, was er noch hat. Hanna ist nicht mehr dieselbe seit damals.

Die Schweinekadaver treiben weiter, wahrscheinlich auch zum Haus der Kruses, denke ich.

Ich werde mich querstellen, sollten sie das Haus abreißen wollen. Einfach aussitzen. Wie die Klimagegner in den Naturschutzgebieten, die von der Polizei mit Seilen aus den Bäumen geholt werden, ehe Bagger tiefe Wunden in die Erde reißen. Ich kann auch in einer Ruine leben. Solange die wichtigsten Wände stehen bleiben.

Wieder treibt etwas vorbei. Müll und Unrat. Was ist das? Ungewöhnlich hell und klein. Ragt kaum aus dem Wasser. Feingliedrig und dünn. Ich stutze. Sind das ... Finger? Ich stehe auf, das Glas kippt um. Jesus Maria, das sind Hände! Fahle Haut im Taschenlampenlicht. Direkt dahinter noch zwei! Ich packe die Taschenlampe, lenke den Schein übers

Wasser. Vier Hände hinter zwei Rücken. Zwei Körper. Der vordere ist blau gekleidet, könnte ein Hemd sein, denke ich, der andere Rücken ist weiß. Vollgesogen, aufgerissen, schmutzig. Unter dem Stoff erkenne ich BH-Träger. Die Arme wirken unnatürlich verrenkt, die Hände liegen eng zusammen wie im Gebet. Schwarze Streifen schneiden in die Haut. Ich kneife die Augen zusammen, stütze mich auf die nasse Fensterbank. Kabelbinder! Jetzt erkenne ich es. Dünne schwarze Linien an den Handgelenken. Sie wurden gefesselt! Beide! Ich bekreuzige mich. Der weiß gekleidete Körper prallt gegen das Straßenschild, dreht sich. Das erstarrte Gesicht einer Frau. Blonde Strähnen. Die Augen weit aufgerissen. Aus dem Mund fließt braunes Wasser. Ich schüttle den Kopf. Der zweite Körper prallt auf die Frau, drückt sie zur Seite, beide drehen sich. Ein Mann. Glatze. Tote Augen. Ich mache einen Schritt zurück, stolpere fast. Das Telefon. Ich wanke zum Sekretär, wähle den Notruf. Rauschen. Immer wieder drücke ich auf die Tasten. Nichts. Schließe die Augen. Der Strom war als Erstes ausgefallen.

Mit dem nutzlosen Telefon gehe ich zurück zum Fenster. Langsam, die Beine zittern. Die braunen Fluten rauschen lauter. Oder das Blut in meinem Kopf. Ein Ast treibt vorbei. Die Körper sind fort. Bei den Kruses, denke ich. So wie die Schweine.

Ich denke, ein Brauereipferd legt sich zu mir, als Heinz ins Bett fällt. Er merkt nicht mal, dass ich aufwache. Das Schlafzimmer stinkt nach Bier und Rauch.

Nico!

Ich schaue auf den Wecker neben dem Bett. Himmel Herrgott. Zwei Stunden über der vereinbarten Zeit! Ich muss beim Lesen eingeschlafen sein. Heinz schnarcht bereits. Ich streife die alten Hausschuhe über, schlurfe ans Fenster. Niemand auf der Straße, alles dunkel.

Wenn sie Babys sind, ist alles einfacher. Klar, der Schlafmangel. Die Windeln. Trotzphasen. Überall Fettfinger an den Scheiben. Dafür wusste ich immer, wo Nico war. Wenn nicht im selben Raum, dann zumindest im selben Haus. Zusammen mit mir im Garten oder im Supermarkt. In den Kindergarten habe ich ihn erst mit fünf Jahren gegeben. Ich war schließlich zuhause. Und bin es noch immer.

Heinz ist viel unterwegs, Montage. Mal hier, mal dort. Oft ist er nur am Wochenende da. Und selbst dann nicht so wirklich. Heute Abend war er Kartenspielen. Bei Beckers Reinhard, dessen Hobby es ist, Frauen mit dem Daumen über den Rücken zu streichen, um herauszufinden, ob sie einen Büstenhalter tragen.

Ich hasse Beckers Reinhard.

Im Flur liegen Heinz' Schuhe. Ich kicke sie zur Seite, gehe rüber in Nicos Zimmer. Das Bett ist leer. Die glattgesichtigen Bengel von Depeche Mode in ihren glänzenden Lederjacken starren mich vom Poster neben dem Fenster an. Auf dem Schreibtisch liegt eine »Bravo« mit Nena und Duran Duran auf dem Titel. Nenas Ohrringe gefallen mir. Groß und rund. Ich drehe mich um, rufe die Treppe runter: »Nico? Nico bist du zuhause?«

Keine Antwort. Im Schlafzimmer ziehe ich Pullover und Jeans über. Heinz schnarcht. Nachts wird es noch immer kühl, obwohl die Margeriten längst blühen. Unten im Wohnzimmer ist niemand. Ich hatte leise gehofft, Nico schlafend auf dem Sofa vorzufinden. Dumm von mir. Er trinkt nicht, selbst wenn alle anderen sich volllaufen lassen. Auch deswegen geht er nur selten raus. Nüchtern sind Landjugendfeste kaum zu ertragen. Das weiß ich ebenso gut wie er. Aber er braucht Anschluss. Freunde. Eine Freundin. Ich werde nicht müde, ihn daran zu erinnern. Menschen, die nicht rausgehen, werden seltsam. So wie Meyers Stefan. Hat den Moment verpasst, eine abzubekommen. Jetzt ist er fast vierzig und redet mit den Enten am Weiher.

Ich öffne die Haustür. Frische Sommerluft. Als Kind haben wir manchmal unter freiem Himmel geschlafen. In den Ferien, auf Luftmatratzen, die nach Seewasser rochen. Heute würden die Nachbarn reden. Mein Fahrrad steht am

Zaun, ich steige auf. Das Landjugendfest findet auf der anderen Seite von Unterlingen statt. Westlich vom Gartenmarkt. Ich nehme den Weg, den Nico zu Fuß einschlagen würde. Unterlingen hat nur ein Taxi-Unternehmen. Teils muss man Stunden warten, sich dann noch einen Wagen mit anderen teilen. Das macht selbst den längsten Fußweg attraktiv.

Weder in den Fenstern noch auf den Straßen sehe ich Lichter. Unterlingen schläft. Heinz schnarcht irgendwo hinter mir. Ich hoffe, dass er mit Kopfschmerzen aufwacht. Auf der Wiese am Plattweg steht ein Reh und starrt mich an. Ich fahre weiter, schaue nach links und rechts, ob ich ihn sehe. Es ist zu warm, um zu erfrieren. Gott sei Dank. Wahrscheinlich ist er noch auf dem Fest und hat die Zeit vergessen. Ich hoffe es. Wer die Zeit vergisst, hat gute Gesellschaft. Der Supermarktparkplatz ist verlassen, nicht ein einziges Auto. Mir fällt ein, dass die Milch leer ist und ich notiere zwei Liter Vollmilch auf meinem inneren Einkaufszettel. Schwarzer Kaffee schmeckt mir nicht.

Ich passiere die Kirche. Als Kommunionhelferin unterstütze ich Pastor Ayolo oft bei der Eucharistiefeier. Der Dienst macht mir keine Freude, aber es hilft der Gemeinde. Ich bin die einzige Frau, die bei der heiligen Kommunion eingesetzt wird. Ich mag die hölzernen Gesichter der Alten, wenn sie die Hostie aus meinen Händen empfangen. Der Leib Christi.

Die Neubausiedlung am Esch liegt hinter mir. Ich radle weiter. Ein Auto kommt mir entgegen, viel zu schnell. Der Fahrer blendet nicht ab. Wahrscheinlich hat er mich nicht bemerkt, oder es ist ihm egal. Ich presse die Lippen aufeinander, um die Worte zu ersticken.

Der Mais steht hüfthoch, bis zum Festplatz ist es nicht weit. Kaum zwei Kilometer. Nach der scharfen Kurve bei Brockmöllers Hof erspähe ich etwas im Graben neben der Straße. Zwei helle Punkte. Ich radle schneller. Weiße Turnschuhsohlen. Mein Herz schlägt gegen den Pullover. Bitte nicht. Ich bremsen, steige ab. Werfe das Rad auf den Grünstreifen. Renne, stolpere, stehe auf. Seine Hose. Ich habe sie heute Mittag selbst gebügelt. Beige. Damit er etwas hermacht. Bitte nicht! Die Beine sind oben, der Kopf unten. Die Sohlen seiner Schuhe zeigen zum Nachthimmel. Heinz hat sie ihm geschenkt. Ich rutsche den Graben runter, lande mit Hausschuhen im Brackwasser. Ich merke es kaum, bücke mich, zerre am Körper. »Nico! Nico!«

Ich schnaufe, packe seine Arme. Der Kopf ist unter Wasser. Ich nehme all meine Kraft zusammen, schaffe es, ihn hochzuziehen. Der Mund steht offen, braunes Wasser rinnt heraus. Die leeren Augen starren mich an. »Nico!« Meine Unterlippe bebt. Ich schiebe mich unter ihn. Lege seinen Kopf, seinen wunderschönen, kleinen Kopf, auf meine Oberschenkel. Streiche über seine Wangen, seine blonden Haare. Dann, eine Ohrfeige. »Nico. Wach auf!« Noch

eine. »Nico!« Noch eine. »Nico!« Meine Hände zittern. Ich höre nur meinen eigenen Atem. Allein. Ich schiebe meine Hände unter seine Arme, drücke mich hoch. Wir fallen. Ich schmecke Erde. Meine Hausschuhe sind weg. Im Wasser. Egal. Ich weine, glaube ich. »Nico«, sage oder denke ich. Immer wieder. Glaube ich. Die Sterne sind fort. Feuchtes Gras auf meinen Armen. Ich kämpfe. Falle, stehe auf. Irgendwann sind wir oben. Ich drehe Nico auf den Rücken. Lege mein Ohr dicht an seinen Mund, die Nase. Nichts. Ich suche seinen Puls am Hals, am Handgelenk, auf der Brust. Nichts. Ich schaue mich um. Niemand. Dunkelheit. Ich war über meinem Buch eingeschlafen. Heinz schnarcht. Meine Hände halten Nicos Kopf. Er ist noch warm. Kaum spürbar. Blut. Fast unsichtbar im Schwarz der Nacht. Die Hände glänzen feucht. Ich rieche Eisen. Dann, ein Stern. Auf der Straße. Zwei. Scheinwerfer. Ich stelle die Füße auf, zwingen mich auf die Beine. Das Auto nähert sich. Ich wanke zur Straße, rudere mit den Armen. Es ist egal, ob es mich erfasst, solange es hält. Ich brülle. Vielleicht »Hilfe!«, vielleicht »Nico!«. Die Lichter werden langsamer, dann stehen sie. Ich sacke auf die Knie, presse die Finger auf den Asphalt. Wage es nicht, zu dem Körper zu sehen, der mein war. Ich war eingeschlafen. Nenas Ohringe. Depeche Mode. Ich weine auf die Straße.

Nico.

Ich weiß, dass Heinz voll ist. Er versucht es zu verstecken wie ein Kind ein heimlich stibitztes Bonbon. Sein linkes Auge zwinkert später als das rechte, beide sehen mich nicht an. Er fokussiert die Erbsen, als redeten sie mit ihm. Jämmerlich sieht er aus. Hat wieder abgenommen. Mittlerweile kontrolliere ich jeden Sonntagmorgen sein Gewicht. Vor dem Hochamt. Ich kann die Blicke sehen, wenn wir durch den Mittelgang zu unseren Plätzen schreiten. Ich gehe voran, damit ich seinen Anblick nicht ertragen muss. *Sieht man sofort, dass er säuft.* Ich möchte mich in der Kirche nicht schämen. Nicht vor den Nachbarn. Nicht für meine Familie.

»Du hast dein Essen noch nicht angerührt«, sage ich.

»Hab keinen Hunger.« Heinz sieht nicht hoch.

»Hast du auf der Arbeit gegessen?«

Er schüttelt den Kopf, dann nickt er. Betrunkenes Lügen ist niedlich. Wie ein dreibeiniger Hund. Irgendwie süß, vor allem aber traurig.

Es gibt Kartoffelpüree mit Erbsen und Nackensteak. Nichts Aufregendes, schließlich ist Dienstag, doch immerhin ist das Püree selbst gemacht. Kartoffeln schmecken anders, wenn man sie eigenhändig verarbeitet. Mit guter Butter. Das Zeug aus der Tüte schmeckt mir nicht. Essen für faule Menschen, die keine Kontrolle über ihr Leben haben. Ein gottloses Produkt.

»Soll ich dir etwas anderes machen? Brot?«

»Ich bin satt.«

»Du hast abgenommen.«

»Mir gehts gut.«

»Hast du getrunken?«

Er nimmt das Wasserglas, nippt daran. »Jetzt schon.«

Ich schließe meine Hände fester um Messer und Gabel.

In den Nachrichten haben sie von einem schrecklichen ICE-Unglück berichtet. Eschede heißt der Ort. Über hundert Menschen sind gestorben. Ich habe Susan Stahnke, der hübschen Nachrichtensprecherin mit den goldenen Haaren, zugehört und gedacht, siehste, auch anderen geht es schlecht. Dann bin ich in den Flur gegangen, um eine Kerze für die Verstorbenen anzuzünden, weil ich etwas derart Schlechtes gedacht habe. Im nächsten Hochamt, nehme ich mir vor, spende ich besonders viel für Tansania.

Mein Teller ist leer. Ich stehe auf, um abzuräumen. Heinz bleibt sitzen und starrt auf seine Erbsen. Vielleicht reden sie wirklich mit ihm. Im Haushalt geholfen hat er nie, mittlerweile verhält er sich wie ein Geist. Vieles an ihm, an uns, ist in den letzten Jahren gestorben. Ich räume meinen Teller und das Besteck in die Spülmaschine. Pfanne und Töpfe habe ich von Hand gespült. Das schont die Beschichtung. Zurück im Esszimmer frage ich mich, ob die Zeit eingefroren ist. Weder Heinz noch die Erbsen haben sich bewegt. Ich gehe um den Tisch, lege meine Hand auf seine Schulter. Er zuckt zusammen.

»Du musst etwas essen.«

»Hab keinen Hunger.«

»Du hast den ganzen Tag gearbeitet.«

»Ich brauch nichts.«

Ich weiß nicht, ob er das Essen meint. »Das Püree ist selbst gemacht.«

»Danke.«

»Bedank dich, wenn du's probiert hast.«

»Ich setz mich vor den Fernseher.« Heinz schiebt die Hände langsam auf den Tisch, stemmt sich hoch. Ich drücke ihn zurück auf den Stuhl. »Iss.«

»Ich mag nicht.«

»Iss.«

Er schüttelt den Kopf. Ich nehme seine Gabel, fahre durchs Püree, halte es vor seinen Mund. »Iss.«

Er presst die Lippen zusammen.

»Wie alt bist du? Zwölf?« Meine Finger bohren sich in seine Schulter. »Iss!«

»Du kannst mich nicht zwingen.«

»Ich will, dass es dir gut geht.«

Er lacht. Ich presse die Gabel zwischen seine Lippen. Er windet sich, prustet, schlägt die Gabel aus meiner Hand. Püree fliegt auf den Boden, die Gabel schlittert über den Tisch. Er steht auf, sieht mich nicht an, verschwindet durch die Tür. Aus dem Wohnzimmer höre ich den Fernseher. Ein Mann brüllt, Autolärm, Musik, Schüsse. Einer dieser schrecklichen Filme. Ich folge Heinz nicht. Seinen Teller

lasse ich stehen, vielleicht hat er später noch Appetit. Das Püree ist selbst gemacht. Ich gehe in den Flur, stelle mich ganz dicht an die Wand und schließe die Augen.

Den Menschen in Eschede geht es schlechter als uns.

Meine Zunge fühlt sich fremd an, zu dick. Ich möchte ausspucken, doch meine Kehle ist trocken. Irgendwann muss ich eingeschlafen sein. In der Nacht gab es nur noch mich und das Wasser, das unaufhörliche Tosen. Die Gefesselten sind den Schweinen gefolgt. Meine Gedanken auch.

Ich stehe auf, sehe mich um. Das Bett steht im Wohnzimmer. Ich habe es an die rückliegende Wand geschoben, vor vielen Jahren schon. Was mir zunächst seltsam vorkam, wurde schon in der ersten Nacht mit einem ruhigen Schlaf belohnt.

Ich halte inne, spreche ein Morgengebet.

»Die Nacht ist vergangen, ein neuer Tag ist herbeigekommen. Lasst uns wachen und ablegen, was uns träge macht. Dass wir leben in deinem Licht und dich preisen, unsern Gott. Vom ersten Morgenlob an, bis zur Ruhe der Nacht. Amen.«

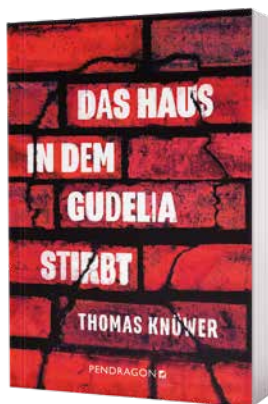
Braunes Wasser in einem offenen Mund. Mir wird schwindelig, ich muss mich aufs Bett setzen. Meine Füße kribbeln. Ich strecke die Hand nach hinten aus, streiche über die kalte Wand. Die Raufaser hat Heinz selbst geklebt, besser als jeder Malermeister. Handwerklich begabt war er. Nicos Tapete war unter all den Postern kaum noch zu sehen. Ich zerre meine Gedanken zurück ins Heute.

Ich vermisse ihn.

Thomas Knüwer wurde 1983 im Münsterland geboren. Der studierte Grafikdesigner arbeitet in der Werbe- und Kommunikationsbranche und leitet eine Digitalagentur in Hamburg. Seine Kampagnen wurden vielfach national und international ausgezeichnet.



© Alexander Hildenberg



Thomas Knüwer

Das Haus in dem Gudelia stirbt

ISBN: 978-3-86532-882-3

Klappenbroschur | 292 Seiten | EUR 20,00

Auch als eBook

Pendragon Verlag

Günther Butkus

Stapenhorststraße 15

D 33615 Bielefeld

Tel. 05 21 6 96 89

kontakt@pendragon.de

PENDRAGON 

Gestaltung: Uta Zeißler, Bielefeld

SCHULD SCHWIMMT OBEN

Jahrhundert-Unwetter in Unterlingen. Gudelia sitzt am Fenster ihrer Dachgeschosswohnung und starrt auf die Fluten. Die Nachbarn sind geflohen, sie ist geblieben.

Sie hat Schlimmeres erlebt.

Etwas treibt vorbei. Sind das ... Menschen? Gudelia greift zum Telefon – kein Signal. Die Körper treiben weiter, Gudelia bleibt.

Sie wird Schlimmeres erleben.

**»SO EIN GROSSARTIGES DEBÜT GAB ES
SCHON LANGE NICHT MEHR. THOMAS KNÜWER
ERWEITERT DIE GRENZEN DES GENRES!«**

Christian Koch, Hammett Krimibuchhandlung, Berlin

PENDRAGON 